

Meine weiteren Hubschrauber- Expeditionen

Die Hubschrauber- Gesellschaft „Ecuavia Oriente“ ermöglicht mir Tagesausflüge, wenngleich zu hohen Dollarpreisen. Der Linguisten-Boykott ist damit gebrochen.

Alte, erstandene Benzinfässer müssen gründlich gereinigt und Flugbenzin in Quito gekauft werden. Die vollen Fässer werden in einer Tag- und Nachtfahrt über den 4.100m hohen Papallacta-Paß der Ostanden auf einem alten Lastwagen nach Coca (Francisco de Orellana) gebracht. Eine lange und schwierige Fahrt auf schlechten, von Bergrutschen verschütteten Wegen, macht das Unternehmen fast unmöglich. Trotzdem gelingt es mir von Coca aus, mehrere Male meine Waldmenschen zu besuchen. Ich will trotz aller Erschwernisse wieder Verbindung zu ihnen aufnehmen. Einblick in ihr Leben bekommen und ihnen Hilfe anbieten. Die Welt soll auf ihr Schicksal aufmerksam gemacht werden.

Der Anführer der Gruppe, Wepe, und seine Familie sind nicht mehr dort. Auch andere Huaorani- Familien haben sich weit ins Innere des Urwaldes zurückgezogen.

Sam, der von seinen Brüdern Kaento genannt wird, meldet sich über Tonband bei ihnen: „Ich bin Kaento, der Sohn von Dayuma. Ich kann euch dieses Mal nicht besuchen. Tut meinem Freund nichts Böses an, er ist gut zu euch. Er will euch nur besuchen und beschenken. Er will eine Nacht bei euch bleiben und dann wieder wegfliegen, um euch neue Geschenke zu holen. Wenn ihr wollt, daß er euch wieder besuchen soll, dann haltet für ihn den Landeplatz frei. Dafür bringt er euch viele Buschmesser. Tut ihm nichts Böses! Euer Kaento.“

Alle stehen um mich herum und lauschen gespannt der Stimme, die aus dem Gerät kommt. Ihre spontanen Antworten fange ich mit einem zweiten Gerät ein, um sie mir nach Rückkehr von Sam übersetzen zu lassen. Da ich den Inhalt des Bandes genau kenne, sind für mich die Reaktionen auf die gesprochenen Sätze besonders interessant. So entnehme ich ihren sehr deutlichen Gebärden, daß ich ihnen willkommen bin, daß sie sich über den Besuch freuen, und daß sie keinesfalls die Absicht haben, mir etwas anzutun. Die friedliche Absicht wird mehrmals bekräftigt, indem sie mir immer wieder



Zwei Welten: Steinzeit und Neuzeit.



Die Männer wissen mit dem großen „Vogel“ nichts anzufangen.



Meine mitgeführten Geräte werden viel bestaunt.



Die Gabaro- Gruppe sitzt um mein Mikrophon, das am Stativ hängt. Sie will singen.



Game gibt mir bereits ihre Sonderwünsche mit auf den Weg.



Was mag in dem Kopf dieses Huaorani vorgehen?

auf die Schulter klopfen und mich umarmen. Während wir noch zuhören, was das Tonband (Uher report) von sich gibt, stoßen immer neue Huaorani zu meiner Gruppe. Sie kommen von der Jagd zurück oder von der Feldarbeit. Inzwischen sind 50 bis 60 Personen um mich versammelt.

Spätere Übersetzungen bestätigen mir meine Beobachtungen und Empfindungen, denn sie bezeichnen mich in ihren Antworten immer als Freund, Bruder und Schwager, das heißt, sie behandeln mich wie einen Verwandten. Immer betonen sie, daß ich sehr gut zu ihnen sei, sie reichlich beschenke und sie wie Brüder behandle.

Um den Eindruck zu vertiefen, spiele ich das Tonband ein zweites und drittes Mal ab. Dabei beobachte ich, daß sie sich darüber erzürnen, weil sie auf ihre Fragen von dem Gerät keine Antwort erhalten und Sätze wiederholt werden, die sie bereits beantwortet haben. Einmal ertappe ich einen Huaorani dabei, wie er sich an dem Tonband zu schaffen macht und nachsehen will, was darin versteckt sei. Ich öffnete den Apparat und zeigte ihm die Batterien, die er sich sogleich in seine Ohrläppchen steckt, um zu hören, was die geheimnisvolle Stimme sagt. Den Männern habe ich Angelschnüre und Angelhaken mitgebracht. Als echte Jäger begreifen sie sofort, worum es geht, und prüfen wie erfahrene Fachleute ihr Werkzeug. Meine mitgebrachten Spaten und vor allem Äxte schaffen sie als große Kostbarkeit gleich zur Seite. Die Schere wird sofort zum Haarschneiden benutzt. Interessanter Weise gibt es wieder bei den Fotos Schwierigkeiten, denn sie erkennen nicht das eigene Gesicht, wissen mit ihrem Abbild nichts anzufangen. Zauberei? Aber diese Menschen begreifen rasch, was Geräte sind und wozu man sie verwenden kann.

Während ich noch meine Mitbringsel verteile, rammen junge Männer vier etwa zwei bis drei Meter hohe Pfähle in den Boden und überdachen sie mit Palmwedeln. Es erscheint eine junge Frau mit einer Hängematte und befestigt sie an den Balken. Das Urwald-einzelzimmer war somit fertig, und meine ersten Übernachtungen bei den Huaorani fanden unter freiem Himmel, am offenen Lagerfeuer, auf einem Baumstamm sitzend, flankiert von Nihua und Kempere, statt. Nun darf ich alles Mitgebrachte in dieser kleinen Hütte verstauen. Natürlich fehlt die Feuerstelle vor der Hütte nicht.



Junge Männer ramnten Pfähle in den Lehm Boden und überdachten sie mit Palmwedeln. Eine Frau brachte eine Hängematte und befestigte sie an den Balken. Somit war mein Urwald- Einzelzimmer fertig.



Mit Einbruch der Dunkelheit verschwinden die Frauen mit ihren Kindern, während die Männer die ganze Nacht um meine Behausung herumstanden und alles beobachteten.

Mit Einbruch der Dunkelheit verschwinden alle Frauen mit ihren Kindern, während elf Männer die ganze Nacht um meine Behausung herumstehen und alles inspizieren. Bei Kerzenschein ein stimmungsvolles Bild. Meine beiden Taschenlampen wollen sie behalten. Die bin ich los. Da beobachte ich, wie ein junger Huaorani Sachen aus meinem Seesack für sich sichert, die für alle bestimmt sind. Scherzhaft gebe ich ihm einen Klaps auf sein Gesäß, ohne zu ahnen, was ich damit anrichte. Völlig entsetzt und wie versteinert blicken sich alle Umstehenden an. Um diese gefährliche Situation sofort zu entschärfen, beginne ich lauthals zu lachen und klopfe mir selbst eine hinten drauf. Zu meinem Glück erkennen auch diese Urwaldmenschen, daß es nicht böse gemeint war, und stimmen zögernd in mein künstlich fröhliches Lachen ein. So eine falsch verstandene Handlung kann Unheil anrichten.

Nach mehreren Expeditionen von Coca aus erhalte ich die Erlaubnis, das weit im West-Amazonasbecken gelegene Militärcamp Curaray als Ausgangspunkt für meine weiteren Hubschrauberflüge zu benutzen. Hier liegen auch schon die vollen Benzintanks, die mein Freund Christoph Drexel mit seiner Noratlas eingeflogen hat, so daß wir gleich auftanken können. Major Tito Pareño, der Kommandant des Urwaldbataillons „Selva“, veranlaßte seine Soldaten, mir dabei behilflich zu sein. Überall hier im vorgeschobenen Militärstützpunkt kann man die Furcht vor den Huaorani, dem Schrecken dieses Urwaldes, spüren. Schon in den Jahren vorher kam es immer wieder zu Zusammenstößen zwischen Soldaten und den Auka. Der hohe Wachturm zum nahen Urwald hin ist ständig besetzt.

Der Rotor des schweren Transporthubschraubers wirbelt den Staub des weitläufigen Exerzierplatzes auf. Die Soldaten verabschieden sich winkend, und wir heben in einer eleganten Schleife ab. Da, plötzlich ein kräftiger Ruck nach oben. Geistesgegenwärtig und wohl im letzten Augenblick hat der Pilot ein dickes Stahlseil, das den Rio Curaray überspannt und an dem eine Schwebefähre gleitet, knapp überflogen. Wäre dieses Ausweichmanöver mit dem Helikopter nicht geglückt, hätte mein Unternehmen hier im breiten und sehr tiefen Urwaldstrom ein jähes Ende gefunden.

Einige Zeit tuckern wir noch über dem Rio Curaray, der mit seinen gelbbraunen Fluten unter uns ruhig dahin zieht. Vereinzelt

sehen wir Ketschua-Indianer, an der rechten Seite des Stromes, die ihre Bambushütten im Schutz des Militärcamps hier aufgebaut haben und kleine Feldstücke bearbeiten oder in Einbäumen im Fluß treiben. Nach diesen letzten Kontakten mit der Zivilisation fliegen wir hinaus ins Unbekannte, ins Niemandsland. In nördlicher Richtung steuern wir den breiten Rio Cononaco an, der etwa parallel zum Rio Curaray verläuft und ebenfalls den Amazonas speist. Aus unserer Glaskanzel können wir die wie ein grünes Meer scheinende, nach allen Seiten bis zum Horizont hin reichende Urwaldlandschaft des Amazonasgebietes überblicken. Angespannt suchen wir nach aufsteigenden Rauchsäulen, dem sicheren Zeichen einer menschlichen Wohnstätte. Oder sollten die Huaorani, um ihre Anwesenheit nicht zu verraten, bei dem verdächtigen Geräusch eines Hubschraubers Wasser auf ihre Feuerstelle gegossen haben? Um einen besseren Überblick zu gewinnen, sind wir vom Rio Cononaco aus, den wir inzwischen überflogen haben, auf größere Höhe gegangen. Ich versuche den Höhenzug etwa 30 Kilometer nördlich des Rio Cononaco auszumachen, in dessen Bereich die Huaorani-Hütten stehen müßten. Das ist sehr schwierig, weil die unterschiedlichen Höhen der Urwaldbäume die Bodenunebenheiten weitgehend nivellieren und Wohnplätze durch lichte Baumkronen vorgetäuscht werden. Unsicher geworden, versuchen wir nun durch Kreisen über dem vermuteten Wohngebiet Anhaltspunkte zu finden. Bereits zweimal haben wir ehemalige Aufenthaltsgebiete der Huaorani überflogen, die wieder völlig zugewachsen sind. Durch die einheitlich silbergraue Färbung der Sekundärvegetation der Cecropien-Bäume heben sie sich von dem sie umgebenden Urwald deutlich ab. Ein sicheres Zeichen, daß wir uns im engen Siedlungsgebiet der Huaorani befinden. Die Suche geht weiter. Endlich glauben wir, ihre Wohnstätte gefunden zu haben, doch beim Näherkommen erkennen wir, daß es sich um das verlassene Ölcamp Tivacuno handelt, von dem meine ersten Expeditionen zu den Urwaldmenschen ausgingen. Der Pilot hat jetzt eine bessere Orientierungsmöglichkeit. Nach weiterem Suchen in Richtung Süden entdecken wir endlich den Wohnplatz. Wir drehen einige Runden über dem großen Sippenhaus, werfen als Erkennungszeichen meine roten

Fallschirme ab und beobachten, wie die kleinen Gestalten auf dem freigehaltenen Landeplatz zusammenkommen. In gebückter Haltung, mit beiden Händen auf den Boden zeigend, blicken sie zu uns empor. Es ist eine Einladung zum Landen.

Noch einmal überfliegt der Pilot in geringer Höhe den Landeplatz und setzt dann auf. Mit deutlichen Zeichen der Wiedersehensfreude werde ich von den nackten Huaorani durch Klopfen auf meine Schultern begrüßt und willkommenegeheißen. Nihua überreicht mir sogar als Begrüßungsgeschenk seine Federkrone. Nachdem die mitgebrachten Vorräte, Ausrüstungsgegenstände und Geschenke ausgeladen und mit großen Aronstabblättern vorsorglich gegen die starke Sonneneinstrahlung abgedeckt worden sind, verabschiede ich mich vom Piloten, der inzwischen seine Maschine aus den mitgebrachten Reservekanistern wieder aufgetankt hat. Glückliche blicke ich dem in grüne Ferne entwindenden Helikopter nach.

Da ich aus Erfahrung weiß, daß man nicht alle Geschenke auf einmal verteilen darf, sondern immer einige in Reserve halten muß, bekommen zunächst die Frauen einen Aluminiumtopf, gefüllt mit Reis. Sie stellen zwar selbst auch Gefäße aus gebranntem Ton her, die aber sehr dünnwandig und leicht zerbrechlich sind. Die Herstellung erfordert viel Zeit, daher haben sie sich auf dem Tonband ausdrücklich größere Töpfe von mir gewünscht, wie sie diese von den kleinen, abgeworfenen Aluminiumtöpfen her kennen. An die Männer verteile ich mehrere Äxte für die Holzversorgung und einige Hacken für ihre Anpflanzungen.

Bei Einbruch der Dunkelheit ziehen sich die Frauen in das große Sippenhaus zurück. Für mich hat man schon eine kleine Hütte am Urwaldrand gebaut, mit Hängematte und einem offenen Feuer. Rundum stehend oder sitzend haben alle Männer Platz. Am Feuer koche ich für sie viel Tee mit viel Zucker, den sie gern mögen. Dieser macht sie unglaublich munter, so daß sie die ganze Nacht hindurch nicht zur Ruhe kommen, sondern wie aufgezogen singen und erzählen. Die durch den Tee in Stimmung geratenen Männer sind nicht zu bremsen. Mit ihrem Gesang drücken sie aus, was sie sagen wollen, dabei wird der vom Vorsänger Nihua erdachte Text mehrmals wiederholt: „Manchmal finde ich Früchte im Urwald, diese Früchte stillen den Hunger und Durst, ich nehme sie gern und esse sie. Besuch

ist gekommen, mit Früchten ist er gekommen, um unseren Hunger zu stillen. Bringt Sachen mit, die wir nicht kennen, aber jetzt haben wir sie und schauen, und wir essen die Früchte; die Früchte sind für uns... Ein Vogel, der auf dem Boden läuft, dreht Blätter um, sucht sein Futter. Besuch ist gekommen, hat einige Blätter geworfen (Geschenke) Deshalb sind wir zufrieden, und weil ich glücklich bin, singe ich dieses“.

Pedro Chimbo meinte nach der Übersetzung zu mir:“ Mit diesem Gesang bedanken sie sich bei dir, Erwin. Alle Gefühle und Empfindungen bringen die Huaorani zum Ausdruck“.

Am nächsten Morgen kommt eine Frau namens Konta auf mich zu und nimmt mir das Mikrofon aus der Hand. Sie glaubt, mit ihrem Schwiegersohn Munga Verbindung aufnehmen zu können. Munga war nach dem Tod von Tona als zweiter Huaorani- Missionar nach Gabaro geschickt worden , um die Landebahn fertig zustellen. Er nahm sich Wuika als zweite Frau mit nach Hause, eine Tochter von Konta.

Hier die Worte Kontas:“Du hast uns gesagt, wir sollen keine anderen Personen empfangen außer euch, keine cura chupa (gemeint sind katholische Priester) , auch keine Soldaten. Sie alle sind schlecht, hast du gesagt. Auch andere sollen wir nicht empfangen, nur euch. Yata ist bei uns und hat viele Sachen mitgebracht. Er ist wie ein Bruder. Wir essen wie noch nie. Können wir das essen? Wir haben Musik gehört (Gemeint ist meine Mundharmonika). Munga, du hast meine Tochter Wuika als deine Frau mitgenommen und versprochen, wieder zurückzukommen. Wie geht es ihr? Seid ihr böse? Warum antwortet ihr nicht?“

DIE MISSIONARE SÄEN ANGST

Nach dem Flug- Boykott durch die Missionare verspürte ich eine gewisse Unsicherheit in Gabaro. Dazu das Tonband:

„Wir haben eine große Frucht von ihm bekommen, sie schmeckt gut (eine Ananas-Frucht).

„ Ich will ein Stück meiner Frau mitnehmen, hoffentlich ist sie nicht giftig? Ja, sie fragen auf meinem Tonband, ob sie die Frucht essen dürfen. „ ob die Frucht nicht giftig ist?“ Die Huaorani wollen auf einmal nicht meine Limonade trinken und auch nicht die Schokolade essen. Sie riechen und werfen sie weg.

Erst als sie sehen, daß ich sie esse, essen sie die Schokolade auch. Sie alle haben Angst, vergiftet zu werden.

Dazu Winame-Zoila : „ Die Linguisten haben es ihnen eingehämmert, daß die Fremden Gift mitbringen und daß sie nichts von ihnen essen sollen. Die Fremden wollen sie vergiften“.

Dann erzählen sie, daß ich mit den Füßen nach oben in der Hängematte liege und singe. Sie erzählen sich, daß morgen der Hubschrauber kommt und neue Sachen mitbringt.

„Wir gehen nicht von hier fort. Wir werden immer hier bleiben an diesem Ort“. Dauernd höre ich das Wort „Menke“, das soviel wie Schwager bedeutet, und das Wort „Mempo“, was Vater oder Papa heißt.

Sie zeigen dauernd auf den Kopf und reiben mit beiden Händen, um mir verständlich zu machen, daß ich wieder Seife mitbringen soll, deren Handhabung ihnen Sam einmal erklärt hat, wie man sich wäscht und die Sachen reinigt.

Während der Übersetzung in Dayuno hören 30 Auka sehr interessiert zu.